

# »Das Biographische aufbrechen«

## Margit Schreiner über Väter, Mütter und die »Trilogie der Trennungen«

**K.A.:** Wir sitzen hier in der Bibliothek des Germanistischen Instituts. Sie haben auch Germanistik studiert. Wie sah Ihr Studium aus und welchen Abschluss haben Sie gemacht?

**Margit Schreiner:** Es war damals so, dass es eigentlich nur einen Abschluss im Lehramtsstudium gab – oder das Doktorat im Doktoratsstudium. Wenn man also die Doktorarbeit abgebrochen hatte, hatte man gar keinen Abschluss. Ich hatte alle Zeugnisse im Hauptfach Germanistik und im Nebenfach Psychologie und bin dann für ein paar Jahre nach Japan gegangen, habe dort auch mit meiner Dissertation angefangen. Aber ich hatte in Tokio natürlich überhaupt keine Sekundärliteratur zur Verfügung. Ich habe mir aber trotzdem gedacht, das macht nichts. Das Thema meiner Arbeit lautete: »Die Kategorie des Schönen in der Faustdichtung« – »Ein weites Feld, Frau Schreiner«, hat mein Doktorvater damals gesagt. Jedenfalls, in Japan habe ich dann auch angefangen zu schreiben. Zu der Zeit war ich schon 27. Irgendwann habe ich mir gesagt: »Entweder – oder«. Und da ich ohnehin nicht wusste, was ich mit der Germanistik machen sollte – Lehramt hatte ich ja nicht studiert, Bibliothekarin wollte ich nicht werden –, was soll man da machen?, habe ich mir gedacht, ich höre besser auf und konzentriere mich aufs Schreiben.

**K.A.:** Bleiben wir noch einen Moment dabei: Wie empfinden Sie das Verhältnis zwischen literarischer Arbeit und Literaturwissenschaft?

**Schreiner:** Mich hat die Germanistik beim Schreiben *sehr* behindert. Ich dachte damals, so wie die Germanistik vorgeht, wenn sie Texte analysiert, so setzt sich auch der Autor hin und schreibt eine Motivkette runter und denkt sich etwas aus, das er dann narrativ optimal umsetzt. Aber genau so funktioniert es *nicht*, und mir waren die Denkmuster im Weg: Ich konnte gar nicht entspannt nachdenken, sondern musste immer in germanistischen Kategorien denken. Die erste Geschichte, bei der es mir gelungen ist, diese germanistischen Kriterien zu vergessen, war eine sehr einfache, autobiographische Geschichte – die erste, die ich überhaupt geschrieben habe. Darin bin ich von einer Art Punkgruppe ausgegangen, in die ich damals geraten war. Die wollte ich unbedingt gerecht beschreiben – mit allen

gesellschaftlichen Nachteilen, die die gehabt haben – und dazu noch meine Rolle in dieser Gruppe. Und dabei habe ich das erste Mal irgendwelche Motivketten völlig vergessen. Diese Geschichte habe ich selbst nicht wirklich ernst genommen. Ich dachte, mit Literatur hat das nicht viel zu tun. Und allen, denen ich das zu lesen gegeben habe und die gesagt haben, das ist eine gute Geschichte, so musst du weiter machen, habe ich gesagt, das ist zu einfach. Die Geschichte hatte sich wie von selbst geschrieben. Ich dachte, man müsse sich beim Schreiben unheimlich plagen – und man plagt sich auch beim Schreiben, aber nicht so, wie ich dachte. Für mich ist Schreiben eigentlich eine mehr oder weniger vergnügliche Angelegenheit – schon eine sehr anstrengende, aber nicht so eine, bei der sich im Kopf Knoten bilden, die man wieder auflösen muss, wie es bei meinen germanistischen Arbeiten immer wieder war. Das schriftstellerische Schreiben ist wesentlich leichter, spielerischer.

**K.A.:** Wenn Sie eine Geschichte geschrieben haben, lesen Sie den fertigen Text dann eher unter literaturwissenschaftlichen Aspekten?

**Schreiner:** Überhaupt nicht. Für mich ist das Schreiben ein schizophrener Zustand. Ich muss gleichzeitig innen und außen sein, also einerseits ganz in meiner Geschichte, andererseits muss ich aber auch maximale Distanz halten. Literatur wäre ein Wahngebilde, wenn sie sich nur im eigenen Kopf vollzöge. Wenn die Geschichte fertig ist und ich das Gefühl habe, was ich sagen wollte, an der Wurzel gepackt zu haben, kommt der zweite Schritt: Dann gehe ich mehr von außen heran, strukturiere um, damit man etwas besser oder überhaupt erst nachvollziehen kann. Auch in einigen Büchern mache ich Geschichten oft erst im zweiten, dritten, vierten Arbeitsgang wirklich nachvollziehbar.

**K.A.:** In Ihrem Essay *Ich bin Autor* schreiben Sie, dass Sie nicht an die Trennung von Instinkt und Verstand glauben. Wie verträgt sich das mit dem, was Sie gerade beschrieben haben?

**Schreiner:** Niemand, der erwachsen ist und schreibt, kann so tun, als wäre er ein Kind. Der kindliche Blick auf die Welt ist

für mich der Idealzustand. Denn das Kind sieht und findet alle Dinge das erste Mal. Diese Wahrnehmung hat etwas ganz Fundamentales, ist meiner Meinung nach auch außerordentlich prägend. Aber im Laufe des Lebens kommen ungefähr tausend andere Wahrnehmungen dazu, und der Intellekt lässt uns diese Wahrnehmungen mitdenken. Trotzdem ist es meiner Meinung nach das Ziel, die Dinge wie zum ersten Mal zu sehen. Sie fließen aber ein, die tausendmal, die es auch noch gibt.

mehr oder weniger identisch mit meinem Ich ist, eingestellt hat. Diesen Zustand wollte ich nach *Nackte Väter* aufbrechen, konnte es aber eigentlich nur, weil ich in diesem Trennungsthema so drinnen war, mit einer Trennungsgeschichte: In diesem Fall die Geschichte des Mannes, der in dem Haus sitzt, das er extra für seine Familie gebaut hat – und die ist weg. Als ich *Haus, Frauen, Sex* angefangen hatte, wusste ich natürlich schon, das wird der dritte Band. Das *Buch der Enttäuschungen* ist eine Zusammenfassung dieser drei Bücher.



Margit Schreiner beim Interview am 26. Juni 2006 in Bonn (Foto: Julia Scho)

**K.A.:** Ihre drei Romane *Nackte Väter*, *Haus, Frauen, Sex* und *Heißt lieben* fassen Sie als »Trilogie der Trennungen« zusammen. Waren sie als solche angelegt oder hat sich das erst aus dem Schreibprozess des zweiten bzw. dritten Buches ergeben?

**Schreiner:** Das hat sich ergeben. Als ich mit *Nackte Väter* ein Vaterbuch geschrieben habe, wusste ich nur, dass ich auch ein Mutter-Buch schreiben werde. Eigentlich wollte ich nach *Nackte Väter Heißt lieben* schreiben. *Haus, Frauen, Sex* kam mir sozusagen dazwischen und auch eine gewisse Ermüdung, die sich durch die Nähe zur Autobiographie und die Nähe des Roman-Ichs, das doch

**K.A.:** In Ihren Büchern wiederholen sich einzelne Motive, zum Beispiel das der Mutter, die ihre eigene Tochter nicht wiedererkennt. Inwieweit ist die Wiederholung für Sie eine Methode, die Bücher miteinander zu verknüpfen? Legen Sie Wert darauf, dass das so gelesen werden kann?

**Schreiner:** Für mich ist die Literatur, die ich schreibe, eine eigene, fast reale Welt geworden. Ich will selbst Dinge und/oder Personen wieder erkennen. Manchmal übertreibe ich das. Mir ist aufgefallen, dass in drei oder noch mehr Texten almseeblaue Augen vorkommen (*lacht*) – aber das kommt nie mehr vor, das hat sich erledigt! Das hat auch immer mit Ideen zu tun, die mich lange verfolgen. Zum Beispiel eben diese Assoziation von See und Augen oder von schwarzen Flecken und Wäldern – das ist etwas, das ist irgendwie in mir gewachsen und das liebe ich, als Bild. Auch das Personal meiner Romane wiederholt sich ja sehr oft. Dieses Motiv von der Mutter, die ihr Kind außerhalb des familiären Zusammenhangs nicht erkennt, hat mit der alten Frage zu tun, wer den anderen überhaupt wirklich erkennt. Und die Mütter glauben, dass sie ihre Kinder total kennen. Ich habe selber eine 15-jährige Tochter, die immer »Schau weg!« sagt, wenn ich sie anschau, weil sie auch den Verdacht hat, ich meine, ich würde sie kennen, bis in jede Verästelung ihrer Seele hinein. Und das ist etwas, was einem Menschen, der sich finden und definieren muss, unangenehm ist.

**K.A.:** Eine Frage zu der sehr interessanten Geschichte Ihrer Mutter. Das ist ja schon eine etwas »klebrige« Liebe, dieses Schauen und Vereinnahmen. Stellt diese Art des Schreibens vielleicht auch eine Art Ausweg aus einer solchen Vereinnahmung dar?

**Schreiner:** Das hatte ich gehofft, aber es hat sich leider nicht erfüllt. Immer wenn ich dachte, ich habe schreibend irgendetwas bewältigt, ist es auf einer anderen Ebene wieder herausgekommen. Ich glaube, bestimmte Grundmuster kommen immer wieder. Ich glaube aber nicht, dass sie in der gleichen Stärke wiederkommen, es verändert sich schon was. Es gab auch mit meiner Mutter eine Versöhnung, die in *Heißt lieben* beschrieben ist. Zu einem Zeitpunkt, als sie sich eigentlich nicht mehr artikulieren konnte, habe ich mich mit ihr versöhnt. Ich konnte das erste Mal etwas

tun für sie, das war vorher gar nicht möglich, denn das hat sie abgelehnt. Es war furchtbar anstrengend, es war die Hölle, aber ich konnte etwas organisieren und tun. Ich kann mich erinnern: Immer wenn ich nach Hause gekommen bin, war das erste, was meine Mutter gesagt hat: »Wann fährst du wieder?« Und im Pflegeheim hat sie das erste Mal gesagt: »Ach, da bist du ja schon wieder«. Eine Trennung der Tochter von der Mutter ist sowieso nötig, sonst kann sich der Mensch gar nicht selbst verwirklichen.

**K.A.:** Sie schreiben oft kollektiv über »die Mütter« oder »die Frauen«, Sie sagen »die Mutter« oder »unsere Mutter« und gleichzeitig mutet es sehr biographisch an, wenn Sie »ich« schreiben. Wie sehen Sie das im Verhältnis zueinander? Worin liegt für Sie der besondere Reiz?

**Schreiner:** Für mich hat es einen sehr großen Reiz, weil es mir ermöglicht, das rein Biographische zu brechen. So »rein biographisch« ist das rein Biographische ohnehin nicht, denn die Biographie ist ja auch bloß eine Erfindung. Eine Zeitlang war es mir besonders lästig, dass ich immer gefragt wurde: »Ist das jetzt alles autobiographisch, ist das jetzt alles ganz genau so gewesen?« Durch die Verallgemeinerung des »wir« habe ich auf der einen Seite die eigene Biographie brechen und auf der anderen Seite den Leser in die Geschichte einbeziehen können, gegen die sich der Leser dann selber wehren muss. Wenn ich nur meine Autobiographie schreibe, kann der Leser sich raushalten, weil er dann ab einem bestimmten Punkt aussteigt. Anders herum: Beim *Buch der Enttäuschungen* beispielsweise sind sehr viele Leute bei folgendem Satz ausgestiegen: »Wir suchen einen Sinn, finden aber keinen. Das liegt daran, dass es keinen gibt.« Da habe ich plötzlich sehr empörte Reaktionen gekriegt. Würde ich nur in der »wir«-Form schreiben, würden wahrscheinlich ebenfalls sehr viele Leute aussteigen und sagen, dieses »wir« betreffe sie nicht. Davon mal abgesehen, wäre es vom ästhetischen Standpunkt aus fade.

**K.A.:** Wie würden Sie in diesem Zusammenhang *Haus, Frauen, Sex* verorten, bei dem ja ein Mann die Sprecherrolle übernimmt?

**Schreiner:** Das ist vom Ästhetischen her ganz genau so passiert. Da sind auch viele autobiographische Bezüge dabei, aber auch, was ich im Laufe meines Lebens rund herum an Geschichten gehört und gesehen habe. Aber es ist das gleiche Prinzip, etwas ganz nah ranzuholen und wegzuführen – und die »wir«-Form ist natürlich auch ein ironisches Mittel.

**K.A.:** Mit der Wahl des Protagonisten haben Sie sozusagen die Rolle eines Mannes angenommen – also als Schriftstellerin aus Sicht eines Mannes geschrieben. Wie kamen Sie darauf? Wie hat sich das entwickelt?

**Schreiner:** Ich glaube, dass die gesamte Literatur, die eine wesentlich männliche Literatur ist, eigentlich die Frauen beschrieben,

definiert und eingeordnet hat. Dieses ganze »Mutter, Madonna, Hure« – das kommt ja eigentlich alles von Männern. Und ich glaube auch, dass wir, die Frauen, ganz lange Zeit ein Frauenbild erfüllt haben, das von den Männern beschrieben worden ist. Von manchen großartig und von manchen böseartig, aber immer von Männern. Ich habe immer gesagt: Das große Rätsel ist nicht die Frau, das große Rätsel ist der Mann. Denn der sagt ja nichts über sich. Und es gibt noch zu wenig Literatur von Frauen, die definieren könnten, was der Mann ist. Der Mann selbst schweigt über sein Mannsein und spricht über die Frauen. Das wird sich ändern.

**K.A.:** Und das zu ändern war Ihr Ziel mit *Haus, Frauen, Sex*?

**Schreiner:** Ja, ich wollte halt mal etwas über einen Mann sagen, was er selber nicht sagt. Das heißt: Er sagt es schon, aber nur am Stammtisch. – Aber ich wollte ihn da nicht denunzieren, das muss ich dazu sagen.

## »Für mein Schreiben habe ich kein Archiv, keinen Zettelkasten – ich mache mir nicht einmal eine Notiz.«

**K.A.:** In den Rezensionen wird der Aspekt, dass Sie als Frau einen Männermonolog geschrieben haben, sehr oft aufgegriffen. Wie gehen Sie damit um?

**Schreiner:** Da verweise ich dann auf Joyce, auf Molly Bloom, auf Flaubert, *Madame Bovary* und auf Schnitzler. Natürlich fragt man die Männer nicht, und bei den Frauen wundert man sich. Das heißt vielleicht doch, dass der Mann selber auch denkt, er sei das größere Mysterium, das man gar nicht durchschauen kann.

**K.A.:** Und wie war die Resonanz der Leser auf Ihr Buch?

**Schreiner:** *Haus, Frauen, Sex* ist ganz unterschiedlich aufgenommen worden. Konstantin Wecker, der das Hörbuch gesprochen hat, soll gesagt haben, es gebe keinen Satz in dem Buch, den er nicht schon mal seiner Frau gesagt habe. (*lacht*) Und bei einer meiner Lesungen ist ein Mann zu mir gekommen und hat gesagt: »Sie haben das aber als Ghostwriter geschrieben.« Worauf ich fragte: »Was heißt Ghostwriter?« und er erwiderte: »Das ist meine Geschichte!« Der Mann hatte überhaupt keine Distanz zwischen sich selbst und meinem Buch gesehen. Es waren eher die Frauen, die gesagt haben, *so* seien die Männer aber nun auch wieder nicht.

**K.A.:** In *Haus, Frauen, Sex* lassen Sie den Herrn sich ziemlich kritisch zur Frauenbewegung positionieren. Wie stehen Sie selbst zur Frauenbewegung, wie wichtig ist das für Ihren Schreibprozess und für Ihre Eigendefinition als Autorin?

**Schreiner:** Für meinen Schreibprozess ist das unwichtig, aber für mich als Mensch ist es das schon. Ich glaube, dass der Mann in meinem Roman in gewisser Weise Recht hat, denn es gibt natürlich in vielen Berufen sehr wenige Frauen – bei den Schriftstellerinnen wahrscheinlich noch mehr, bei den Malerinnen schon weniger, bei den Komponistinnen ganz wenige, bei den Brückenbauern überhaupt keine. Das ist schon für mich immer ein Manko gewesen und ich war auch zornig

zu unserer Festplatte gehört. Ich habe zum Beispiel das mit der »Gnade der späten Geburt« nie ganz verstanden, denn ich habe in meiner Kindheit – und ich bin '53 geboren – noch die Bunker gesehen, es hat immer noch Flüchtlingslager gegeben, es war also alles noch relativ nah. Natürlich auch in den Erzählungen und natürlich auch in der Literatur. Ein ganzer Teil dieser »Frauenbewegung« ist damals im Dritten Reich abgebrochen worden.



Margit Schreiner beim Interview am 26. Juni 2006 in Bonn (Foto: Julia Scho)

darüber. Besonders über die Brückenbauer, das hat mich, ich weiß nicht aus welchem Grund, schon als Kind geärgert. (*lacht*) Man kann sich das zwar jetzt aneignen, aber es ist einfach nicht schon durch Generationen übermittelt. Ich bin sowieso der Meinung, dass die meisten Dinge, die sich dann *wirklich* setzen und zum Tragen kommen, Generationen brauchen, bis das soweit ist. Ich glaube zum Beispiel auch, dass wir immer noch am Zweiten Weltkrieg arbeiten, weil sich einfach in ganz kleinen Erzählungen, in Filmen oder in Witzen, die die Eltern gemacht haben, eine Lebenshaltung überträgt, die man sehr jung, als Kind, mitbekommt und die damit sozusagen

**K.A.:** In dem Buch heißt es allerdings, die Frauenbewegung sei nicht richtig zustande gekommen. Das klingt so, als ob es da mal mehr gegeben hätte; als ob das ein bisschen erlahmen würde?

**Schreiner:** Als ich 1970 studiert habe, da waren die Frauengruppen sozusagen ein Muss. Das war furchtbar. Ich bin da ein paar Mal hin und es war nicht nur lustig. Das war eine sehr dogmatische und strenge Atmosphäre. Es gab einfach überall den »Club der politisch interessierten Frau«, den »Club der sozialistischen Frau« oder den »Club der Germanistinnen«, wo die Frauen gesagt haben, wir diskutieren lieber untereinander, dann haben wir nicht die Männerpositionen und müssen uns nicht immer damit auseinandersetzen. Das ist ein bisschen verloren gegangen.

**K.A.:** Beim Lesen ihrer Romane fühlt man sich immer wieder an Thomas Bernhard erinnert. Thomas Bernhard war Österreicher, Sie sind Österreicherin – hat seine Literatur Sie geprägt?

**Schreiner:** Heute liebe ich Thomas Bernhard, das muss ich zuerst einmal sagen. Als ich angefangen habe, seine Texte zu lesen, habe ich ihn gehasst: Mir kam das alles vollkommen trüb, dunkel und schrecklich vor und so besserwisserisch. Doch je älter ich geworden bin, desto mehr musste ich lachen über Thomas Bernhards Bücher. Und heute lache ich Tränen. Was mir an Thomas Bernhard sehr gefällt, ist dieses Schreiben aus einer Not heraus – und das Schreiben, das sich eigentlich daraus gebiert, dass er immer dem Tod ins Auge geschaut hat, und dieser Situation dann seinen Humor abgerungen hat. Das schien mir

irgendwo archetypisch. Natürlich geht es jedem Menschen so, letztlich, aber er hat das bis zu einem Extrem betrieben. Und ich glaube, dass man heute, zumindest als Österreicher, zum Beispiel an Handke vorbei kann, aber an Thomas Bernhard wesentlich schwerer. Er hat ja auch diese Wörter geschaffen, die jetzt für den Österreicher noch spezielle Bedeutung haben, »naturgemäß« zum Beispiel. (*lacht*) Das kann man überhaupt nicht mehr anders sagen als »naturgemäß« nach Thomas Bernhard, man möchte es immer in Anführungszeichen setzen. Aber er hat einfach bestimmte Wörter neu gesetzt und so große Teile des österreichischen Lebensempfindens direkt ausgedrückt. Man muss ja

bedenken: Thomas Bernhard ist in Österreich gehasst worden; erst seit er tot ist, lieben ihn die Österreicher. Die Österreicher haben am Anfang diese Österreich-Beschimpfungen ernst genommen – und es *ist* natürlich auch sein Ernst, *zugleich* aber eben tief ironisch und relativierend. Und da habe ich den Verdacht, dass das wirklich eine österreichische Spezialität ist. Bei der deutschen Literatur etwa habe ich oft gemerkt, das es eine tragische Literatur mit humoristischem Anstrich gibt und eine humorvolle, die ein paar ernste Aspekte hat – aber *so ernst* und *so komisch* gleichzeitig, das ist möglicherweise eine österreichische Spezialität.

**K.A.:** Wie stehen Sie zu Ingeborg Bachmann?

**Schreiner:** Ich habe voriges Jahr als Auftakt zum Bachmann-Wettbewerb eine Ingeborg-Bachmann-Rede gehalten. Da habe ich mich noch mal mit ihr beschäftigt, weil ich mir schon gedacht hatte, dass ich sie in meinem Leben bisher schlecht behandelt hatte. Ähnlich wie Thomas Bernhard habe ich sie viel zu ernst gelesen. Ich habe dann, nachdem ich einige Male auch kürzere Sachen wieder gelesen habe, die Ironie entdeckt – und da war es dann für mich beides: der Zorn, den sie hat, und die Ironie.

**K.A.:** Sie hatten am Anfang einen Schweizer Verleger, waren zwischendurch in Berlin und haben jetzt einen deutschen Verleger – was bedeutet das für Sie?

**Schreiner:** Gott sei Dank habe ich einen Schweizer Verleger gehabt, war dann in Berlin und habe einen deutschen Verlag. Die österreichische Verlagslandschaft ist natürlich sehr eingeschränkt. Es gibt auf der einen Seite unheimlich viele Kleinverlage, zum Beispiel hat Oberösterreich, ein kleines Bundesland, 35 Kleinverlage – das ist einfach wahnsinnig viel. Aber ich würde fast sagen, es gibt keinen einzigen Verlag, der einen Vertrieb im ganzen deutschsprachigen Raum hat. Von daher glaube ich auch, dass es, würde man sich auf so ein kleines Land und so eine Situation einstellen, auch der eigenen Lust am Schreiben schadet. Ich habe aber andererseits den Eindruck – ich weiß nicht, ob das stimmt –, dass sich Deutschland ein bisschen abkoppelt. Die österreichische Literatur war mal ein Renner für die Deutschen, weil das das Andere, das Exotische war. Und jetzt, nach der Wiedervereinigung, konzentriert man sich auf die ostdeutsche Literatur. Ich merke bei Einladungen zu Lesungen, dass weniger Interesse an österreichischer Literatur besteht. Auch die Schweizer sagen übrigens, dass sie den Eindruck haben, dass weniger Interesse für die Schweizer Literatur da ist.

**K.A.:** Wie kam es zu Ihrem Verlagswechsel?

**Schreiner:** Der Haffmanns-Verlag ist einen Monat nach Erscheinen von *Haus, Frauen, Sex* in Konkurs gegangen. Gleich nach dem Erscheinen gab es einen *Spiegel*-Artikel über das Buch, was ja selten vorkommt, und außerdem eine Ankündigung für

das »Literarische Quartett«. Dort war es allerdings damals so, dass, wenn ein Buch nicht (mehr) auf dem Markt ist, es auch nicht besprochen wird, denn die Leute müssen das ja auch nachher kaufen. Daraufhin habe ich mit Klaus Schöfflings Hilfe einhalb Monate sozusagen Tag und Nacht versucht, meine Rechte aus der Konkursmasse herauszukriegen – was angeblich unmöglich ist, denn der Haffmanns-Verlag hat etwas Einzigartiges im Verlagswesen gemacht: Er hat seine Rechte ohne das Wissen seiner Autoren verkauft und hat sie zurück geleast. Schließlich ist es uns doch gelungen, die Rechte zu bekommen, und da Schöffling den Vertrieb bereits vorbereitet hatte, war es ihm dann möglich, das Buch eine Woche vor dem *Literarischen Quartett* herauszubringen – im letzten Moment.

**K.A.:** Erzählen Sie uns bitte noch etwas aus ihrer Werkstatt. Haben Sie so etwas wie einen Zettelkasten, oder ein Archiv?

#### Im Buchhandel erhältliche Werke von Margit Schreiner:

- Buch der Enttäuschungen. Frankfurt am Main: Schöffling Verlag, 2005. 173 Seiten. ISBN: 978-3895612763. 18, 90 Euro.
- Die Eskimorolle. München: Goldmann Verlag, 2005. 184 Seiten. ISBN: 978-3442459926. 7,95 Euro.
- Haus, Frauen, Sex. München: Goldmann Verlag, 2004. 191 Seiten. ISBN: 978-3442456147. 7,90 Euro.
- Heißt lieben. München: Goldmann Verlag, 2005. 148 Seiten. ISBN: 978-3442458141. 7,95 Euro.
- Mein erster Neger. Afrikanische Erinnerungen. München: Goldmann Verlag, 2004. 319 Seiten. ISBN: 978-3442457052. 8,95 Euro.
- Nackte Väter. München: Goldmann Verlag, 2005. 155 Seiten. ISBN: 978-3442458134. 7,95 Euro.

**Schreiner:** Für mein Schreiben habe ich kein Archiv, keinen Zettelkasten – ich mache mir nicht einmal eine Notiz. Aber genau genommen habe ich dann doch wieder ein Archiv und einen Zettelkasten – das nenne ich mein »Netz«: Im Laufe meines Lebens bin ich über einige Bücher nie hinweg gekommen, in die schaue ich immer wieder hinein. Einige haben mich außerordentlich beeindruckt; auch Erlebnisse, theoretische Äußerungen, Philosophen... Und das schreibe ich mir auf. Ursprünglich habe ich mit der Hand geschrieben, mittlerweile schreibe ich am Computer. Eigentlich nicht, um nachzuschauen, sondern mehr, damit ich es im Kopf habe. Und dieses Netz ist ganz außerordentlich wichtig. Das wird im Laufe des Lebens geknüpft und man merkt genau, welche Fäden davon wieder wegfallen oder nicht tragen und welche wirklich zu einem System werden, durch das ich mich selbst ziehe – oder ich das Netz durch mich. (*lacht*)

*Das Interview wurde am 26. Juni 2006 unter Leitung von Benedikt Viertelhaus am Institut für Germanistik der Universität Bonn geführt.*